Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1909)
Heft: 5-6

Artikel: Die Uebel des Krieges
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-802798

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„frischen, fröhlichen Krieg“! Was brauchen die Soldaten den Feind noch zu sehen, die Hauptsache ist, dass sie geradeaus feuern, dorthin, wo weisse Wölkchen anzeigen, dass dort der Feind liegt. Oder, was noch einfacher ist, man stellt auf einem Hügel Geschütze auf, und wenn dann weit, weit draussen im Lande plötzlich Staubwolken aufsteigen und durchs Fernrohr feine, dunkle Striche sichtbar werden, dann ein schnelles Richten, ... ein Zug mit der Hand, ... ein dumpfes Krachen, ... und ringsum Tod und Verderben bringend fährt die tödliche Granate in das gegnerische Heer, grausige Lücken reissend. ..... Das geht auf beiden Seiten so. Und am Abend singt der Sieger ein „Te Deum“, die Zeitungen melden: Sieg! ..... und damit auch die Zahlenmenschen im Heere etwas zu tun bekommen, wird die Anzahl der Toten und Verwundeten festgestellt, amtlich verifiziert, ... und die unbeteiligte Menschheit staunt und jubelt über das grosse Ereignis, während die Angehörigen der Gefallenen blutige Tränen vergiessen und den Krieg verdammen! .....

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Man denkt unwillkürlich an die Zukunft! Was werden die nächsten Kriege bringen? Oh, sie werden noch viel infamer, viel heimtückischer werden! Ja, denn man wird sie mit rauchlosem Pulver und geräuschlosen Kugeln führen! Und dann wird man von oben mit Sprengstoffen beworfen werden, ... und vielleicht erfindet jemand sonst noch irgend etwas Raffiniertes, denn des Menschen ganzes Sinnen und Trachten ist ja heutzutage darauf gerichtet, die immer grössere Vollendung der Technik dem Kriege nutzbar zu machen.

Wenn man das bedenkt, so kann man zwei Parallelen in der Geschichte der Menschheit konstatieren: Ansteigen von Zivilisation, Bildung, Kultur auf der einen, stetes Wachsen der Grausamkeit und der Mordlust im Kriege auf der andern Seite. Ist dem etwa nicht so? Sicherlich! Denn unter den kriegerischen Völkern des Altertums, über die man so gerne heutzutage die Nase rümpft, spielte doch die Ritterlichkeit eine Hauptrolle; wohl wurden oft Kriege mit beispielloser Grausamkeit geführt, weil diese Leute eben noch keinen Begriff von Humanität hatten, weil bei ihnen der Krieg als eine göttliche Verordnung erschien — aber wo reichten diese Kämpfe an die Greuel z. B. des russisch-japanischen Krieges heran, in welchem doch alle die vielgepriesenen „Humanisierungsmittel“ des Krieges zur Geltung kamen.

Vielleicht verrennen sich einmal diese Kriegstechniker ganz von selbst mit ihren Erfindungen! Denn man sollte eigentlich meinen, dass, je mehr gerüstet wird und je furchtbarer die Kriegsmittel werden, schliesslich die Staaten es gar nicht mehr wagen werden, gegen einander loszuschlagen, dass die abgehärtetsten und chauvinistischsten Kriegerherzen beim Anblick der eigenen Waffen erschauern müssen! .....

Wird diese Zeit kommen?

——o——

Die Uebel des Krieges.

1. Das Leben und Leiden der Menschheit.*)

Es mag vielleicht befremden, dass wir uns die Mühe nehmen, von den Uebeln des Krieges zu sprechen; denn sie liegen so klar vor Augen, dass es ein müssiges Beginnen zu sein scheint, sie aufzuzählen.

Dennoch bringen es unsere Gleichgültigkeit, unsere Sorglosigkeit mit sich, dass wir diesem Jammer, den wir in seiner ganzen Grösse doch kennen, kaum mehr Beachtung schenken. Das sind Leiden, mit denen wir durch lange Gewohnheit vertraut geworden sind. Kalamitäten, an die man sich gewöhnt hat, empfindet man kaum mehr als solche. Auf der Strasse begegnet man oft unglücklichen Menschen, deren Gesicht mit blutenden Wunden und Geschwüren bedeckt ist. Solche Geschöpfe tragen, die Ortschaften durchziehend, ihr Ekel und Abscheu erregendes Aeusseres zur Schau, stumpf gegen den Schrecken, den sie allen einflössen, ihres eigenen Zustandes sich selbst kaum mehr bewusst. Die Gewohnheit hat sie gegen ihren Zustand abgestumpft, sie wissen es zuletzt gar nicht mehr, dass sie von schauderhaften Wundmalen entstellt sind.

Ebenso hat sich die Gesellschaft an das Entsetzliche des Krieges gewöhnt, gegen dieses Uebel abgestumpft. Sie weiss es nicht, oder will es nicht wissen, in welcher Pestilenz sie lebt. Sie entwickelt sich weiter fort, diesen traurigen Ueberrest ererbter Grausamkeit hinter sich herschleppend, ohne etwas anderes dagegen zu tun, als ihn nur schlimmer zu machen.

Das erste aller Uebel des Krieges ist der Tod; der Tod junger unschuldiger Menschen, die von andern jungen unschuldigen Menschen getötet werden.

Hierbei wollen wir stehen bleiben. Auf die Gefahr hin, als Philanthrop verschrien zu werden, meinen wir, dass der Tod eines Menschen doch wahrhaftig eine ernste Sache ist.

Es ist Brauch in der Welt, dass nach geltenden Rechtsnormen alljährlich etwa hundert verkommene Individuen durch den Strang, das Beil, die Guillotine oder durch Elektrizität, je nach Landessitte, hingerichtet werden. Diese Verbrecher haben getötet, erdrosselt, vergewaltigt. Nachdem ihnen jede erdenkliche Erleichterung geboten worden ist, sich zu verteidigen, nachdem man alle Vorsicht angewendet hat, um keinen Justizirrtum zu begehen, lässt sie die Gesellschaft, ist einmal das Verbrechen klar am Tage, so rasch und schmerzlos als möglich sterben, und sie entschliesst sich zu diesem ernsten Akt erst dann, wenn sie durch zahlreiche Beweise die Schändlichkeit dieser Bösewichter mit Sicherheit feststellen konnte. Trotzdem ist viel darüber geschrieben worden, um der Gesellschaft das Recht zur Tötung abzusprechen und sie der Unmenschlichkeit anzuklagen. Hundert Tötungen im Jahre in der ganzen zivilisierten Welt! Das ergibt also 10,000 Verbrecher, die im Verlaufe des 19. Jahrhunderts der allgemeinen Sicherheit geopfert wurden.

Nun wohl! Den Tod dieser Verbrecher beklagt man und empfindet weder Scham noch Entrüstung, noch Mitleid über den Tod der Soldaten auf dem Schlachtfelde.

Und dies sind weder Räuber noch Mörder, es sind brave Burschen, voll Loyalität, Gesundheit und Lebenskraft; sie haben keinerlei Verbrechen verübt; man hat sie einfach vor die Kanonen gestellt und hat ihnen Marsch! zugerufen. Und nachdem man ihnen die Ueberzeugung beigebracht hat, dass der Ruhm des Herrschers von ihrem Mut abhänge, sind sie vorwärts marschiert, sind sie gefallen. Das ist

*) Wir entnehmen diesen Artikel mit Erlaubnis des Verlages einem Kapitel des soeben deutsch erschienenen Werkes von Prof. Dr. *Charles Richet „Die Vergangenheit des Krieges und die Zukunft des Friedens“*. Autorisierte Uebersetzung von Bertha von Suttner. Dieses Buch bedeutet für die Friedensbewegung ein Ereignis und ist den wichtigsten Werken unserer Litteratur gleichzustellen. Es bildet eine wahre Rüstkammer an schlagendem Beweismaterial gegen all die „weisen“ Argumente unserer Gegner. Dass Bertha von Suttner dieses Werk übersetzt hat, verleiht ihm für die Pazifisten deutscher Zunge noch einen besonderen Wert. Wir verweisen bezüglich Inhaltsangabe und Bezugsbedingungen auf das dieser Nummer beigefügte Inserat. Die Redaktion.

auch Todesstrafe, aber eine Todesstrafe, die wahrhaftig ungerechter und grausamer ist als diejenige des vollzogenen Gerichtsurteils.

Im selben Jahrhundert, das im Namen der Gerechtigkeit 10,000 Kriminelle hingerichtet hat, starben in Kriegen fünfzehn Millionen ehrlicher Jungen. Mit anderen Worten: auf einen justifizierten Verbrecher kommen 2000 unschuldig hingeschlachteter Opfer des Krieges. Es gibt mitleidige, naive Seelen, die die Qual der Todesstrafe abgeschafft sehen möchten. Wohlan, da ist sie ja, die wahre Todesstrafe, die grausame, abscheuliche, schreckensvolle, die im Kriege und in seinen Metzeleien liegt.

Hat ein entmenschter Vater sein kleines Kind durch Schläge und Hunger gemartert, so ertönt ein Schrei des Entsetzens. Die Menge umringt den Wagen, der ihn zu Gericht führt und schreit: „Zum Tode, zum Tode mit ihm!“ Und wenn der Schuldige nicht zum Tode verurteilt wird, dann ist die ganze Bevölkerung empört. Das arme gemarterte Kind findet Tausende von Beschützern. Das ist gerecht, das ist wohlgetan. Allein weshalb diese Empörung wegen eines gemarterten Kindes und so viele Sorglosigkeit gegenüber 500,000 gequälten schuldlosen Söhnen?

Beinahe in allen Ländern haben sich Tierschutzvereine gebildet. Edle Menschen von den besten Absichten beseelt haben mit Recht erkannt, dass jede Grausamkeit gegen das Tier verabscheuungswert ist. Die Vereinsmitglieder sind alle vom Zweck der guten Sache durchdrungen; sie sammeln Berichte über Untaten, die Menschen an den Tieren verübt haben. Diese Gesellschaften sind ungemein nützlich und finden mühelos Anhänger, appellieren sie doch an edle Gefühle, die überall ein Echo im Menschenherzen wecken. Die Vivisektoren werden als Henker angesehen und die ganze Physiologie für eine grausame Wissenschaft erklärt.

Es liegt mir fern, dies zu tadeln oder geringschätzig darüber zu lächeln. Wenn ich jedoch an einem Schlachttage 100,000 junge Menschenkinder hin geopfert sehe, kann ich mich nicht mehr um eines Frosches willen in Mitleid auflösen. Ist es Verachtung des Menschengeschlechts, dass man wohl Einsprache dagegen erhebt, wenn ein Fuhrmann sein armes unschuldiges Pferd schlägt, und dass man dann auch ohne nur die Stimme zu erheben, die Massakers mitansieht, welche unser Jahrhundert als Erbe des vorhergegangenen übernommen und auch schon fortgesetzt hat?

Unser Gleichmut kriegerischen Metzeleien gegenüber ist erstaunlich. Mir kommt vor, dass, sobald man darüber nachdenkt — aber wer darf denn hier nachdenken? — man von unserem Wahnwitz überzeugt sein müsste.

Vor mehreren Jahren geschah es, dass im Bazar de la Charité in Paris dreihundert mildtätige Frauen der besten Pariser Gesellschaft einem schrecklichen Brande zum Opfer gefallen sind. Welch furchtbares Unglück! Welch grausamer Trauerfall! Der Geschäftsbetrieb stockte, die Theater wurden geschlossen, die Zeitungen hatten in Paris, in ganz Frankreich wie im Auslande keinen andern Stoff für ihre Artikel. Die Herrscher sandten Beileidstelegramme. Mit vollem Recht rief dieses tragische Ereignis überall Bestürzung und Schrecken hervor. Man sollte meinen, dies sei geschehen aus Achtung vor der Heiligkeit des Menschenlebens, aus dem schönen Gefühl menschlicher Zusammengehörigkeit. Das ist leider eine Illusion! Wenn wir wirklich das Menschenleben für etwas Wertvolles hielten, so würden wir grössere Empörung fühlen über die militärischen Hekatomben.

Der Krieg tötet, und man ist nicht empört, man wehrt sich nicht dagegen, man nimmt alle die Grausamkeit als notwendig und erlaubt, ja selbst als etwas Herrliches hin.

Vor kurzem erst — allerdings recht weit von hier, doch was tut Entfernung zur Sache? — wurden grosse Schlachten geschlagen — bei Mukden in der Mandschurei. Dank den zügellosen Rassen der Kämpfenden, dank der wunderbaren Vervollkommnung moderner Waffen gab es 150,000 Tote. Hundert und fünfzigtausend! Diese drei Tage vor Mukden haben ebensoviel Opfer gefordert, als wenn das Brandunglück im Wohltätigkeitsbazar sich ein Jahr lang täglich wiederholt hätte! Jene beklagenswerte Feuersbrunst ist im Vergleich zu den Massakers eines grossen Krieges bloss — Kinderspiel, Kleinigkeit, Lappalie. Denn ich vermute nicht, dass man das Leben einer vornehmen Dame höher wertet als das eines armen Soldaten, und ich nehme an, dass nur eine veraltete und vertrakte Erziehung daran Schuld trägt, wenn wir gleichmütig dem Martyrium der Kriegsinstitution gegenüberstehen.

Wollten wir die Opfer des Krieges von 1870 zählen, so würden wir herausbringen, dass es zwanzig Jahre brauchte mit täglich so vielen Menschenopfern als am Tage jenes Wohltätigkeitsbazars, damit die Summe der Toten die gleiche wäre. Jawohl, jeden Tag im Verlauf von zwanzig Jahren müssten so viel Leben geopfert werden, damit ihre Zahl der im Kriege Gefallenen gleichkäme. Und nun stelle man sich einen Otto Bismarck als Urheber jenes Krieges vor! (Bekanntlich hat er sich dessen gerühmt, die Depesche an König Wilhelm gefälscht zu haben, die diesen zur Kriegserklärung bestimmt hat.) Das ist so, als hätte der eine zwanzig Jahre lang täglich mit eigener Hand den Brand gelegt, um dreihundert Menschen in den Flammen umkommen zu lassen.

Man hat nachgewiesen — und wir wollen sogleich den Beweis liefern — dass die Kriege des 19. Jahrhunderts ungefähr 15 Millionen Menschen vernichtet haben. Die Grösse dieser Ziffer wird von unserer Vorstellungskraft nicht erfasst; um aber die Sache in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen, brauchen wir uns nur zu denken: fünfzehn Millionen Opfer in hundert Jahren ergibt beiläufig so viel wie solch eine Brandkatastrophe des Bazar de la Charité zweimal im Tage an jedem Tag des Jahrhunderts.

Das ist die Grausamkeit des Krieges! So weit haben wir es mit unserer Zivilisation gebracht, dieser herrlichen Zivilisation, auf die wir so stolz sind.

Unsere Gefühllosigkeit gegenüber den militärischen Massakern ist wirklich ein psychologisches Rätsel; denn in jedem andern Fall ist das Menschenleben etwas geheiligtes. Wieviel Sorgfalt und Mühe wendet der Arzt auf, um einen unglücklichen Kranken zu retten, um ein elendes Leben vielleicht um Tage, ja um Stunden zu verlängern. Wenn einmal bei einem Eisenbahnunglück fünf oder sechs Reisende umkommen, welch ein Aufhebens, welch eine Aufregung! Wenn fünfzehn unglückliche Matrosen des „Farfadet“ oder „Le Lutin“ im Kohlendampf ersticken, welch allgemeine Trostlosigkeit! Auch die Hartherzigsten empfinden da schmerzliche Beklemmung und Angst. Und wahrlich, nichts ist berechtigter. Aber weshalb bleiben wir kalt, wenn es sich um die im Kriege gefallenen Soldaten handelt? Wenn die Blätter uns melden, dass es in der Mandschurei eine Schlacht gab, in der 200 Mann gefallen sind, werfen wir zerstreut einen Blick auf diese Kriegsnachrichten. Das ist zu wenig, um unsern Mitschmerz aufzurütteln. Und dennoch — 200 Soldaten! Das bedeutet den

Schmerz von zweihundert Müttern, die Trauer in zweihundert Heimstätten.

Ein Kind wird geboren. Um es zur Welt zu bringen, hat die Mutter unbeschreibliche Schmerzen erdulden müssen. Aber alles ist vergessen, sobald sie das kleine, langerwartete Geschöpf erblickt. Man versammelt sich um die Wiege. Die schönsten Hoffnungen erwachen.

Und mit den Hoffnungen die Sorgen, die Aengsten, die Auslagen. Krankheiten sind da, die auf Beute lauern. Das Kind muss bewacht werden, geschützt vor Gefahren, es muss genährt, gekleidet, unterrichtet werden; auf seinem Wege sucht man alles Leid und Schmerzen fernzuhalten; das sind unaufhörliche Sorgen.

Vater und Mutter wetteifern in Hingebung und Selbstlosigkeit. Wenn der Vater im Eifer seiner täglichen Berufsarbeit sich keine Ruhe gönnt, so arbeitet er für seinen Sohn. Wenn die Mutter sich Tag und Nacht müht, geschieht es ebenfalls für ihr Kind. Dieser Sohn ist die Hoffnung, die Zukunft, das höchste Ziel ihrer Wünsche.

Er wächst heran, wird zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre alt. Es kommt die Stunde, in der die alternden Eltern den Lohn für ihre Plage erwarten dürfen. Das Kind ist zum Manne geworden. Der wird nun arbeiten, um die Sorge der Eltern zu erleichtern. Er ist der Stolz, die Freude, das höchste Gut der beiden armen Alten, die sich zwanzig Jahre lang für ihn geplagt haben.

Da raubt ihnen ein brutales Gesetz diesen Schatz. Er muss fort für zwei, für fünf Jahre, er muss weit fort, oft in ein fremdes Land, und seine Eltern müssen ihm von Zeit zu Zeit kleine Unterstützungen zukommen lassen, anstatt von ihm unterstützt zu werden. Sie gedenken des Abwesenden mit einer gewissen herzbeklemmenden Bitterkeit. Denn sie begreifen nicht, welche ungerechte Macht ihnen das Kind nehmen konnte, ihnen, die es vom ersten Lebenstage an so liebevoll betreut haben.

Auf einmal entfesselt mit schroffer Hand das Hazardspiel der Diplomatie, das Geschrei der Zeitungen, der Ehrgeiz eines Eroberungssüchtigen einen Krieg. Weshalb? Das weiss niemand, ebensowenig in der Hütte, wie in der Werkstätte, wie im Schloss. Alles, was man weiss, ist, dass es Krieg geben soll. Und eines Tages erfährt man, dass eine grosse Schlacht stattgefunden habe. Hunderttausend junge Leute verschmachten auf der Wahlstatt mit aufgeschlitztem Leib oder mit zerschmettertem Kopf und verstümmelten Gliedmassen.

Dieses geliebte Kind, der Beschützer, die Hoffnung seiner Eltern ist gemordet worden mit seinen Brüdern, von seinen Brüdern. Die ganze Vergangenheit voll Fürsorge und Selbstverleugnung ist mit einem Schlage vernichtet. Der junge Krieger ist tot. Welche Trauer, welch schreckliche Menge von Trauerfällen! Ein Toter, das ist nichts. Aber zehn, hundert und hunderttausend Tote!

Nehmen wir an, um uns nur annähernd einen Begriff davon zu machen, was eine Hekatombe von hunderttausend Mann bedeutet (die Schlacht bei Leipzig hat hunderttausend Mann gekostet), nehmen wir an, dass der Eroberer in jede Hütte einträte, um jeder unglücklichen Mutter, deren Sohn auf dem Schlachtfelde durch seine Schuld umgekommen ist, ein paar frostige Worte zu sagen und gewähren wir ihm nur eine Minute, um sie über ihr Unglück zu trösten und sich selbst wegen seines Verbrechens zu entschuldigen. Gestehen wir, dass die Zeit kurz ist, um Vergebung zu erlangen. Eine Minute nur, um eine ganze weinende Familie zu trösten! Da gibt es keine Zeit zu verlieren. Nun denn, wenn wir uns vorstellen, dass der Eroberer diesem Werk der Genugtuung und Sühne, ohne zu rasten, zwölf Stunden täglich widmet, bedarf er sechs Monate, um sich reinzuwaschen von den Mordtaten, die er provoziert hat.

Der Tod geliebter Wesen, das ist eine der unmittelbaren Folgen des Krieges! Anfänglich denkt man nicht daran; denn die Schriftsteller aus bürgerlichen, journalistischen, akademischen Kreisen befassen sich nicht mit dem unbedeutenden kleinen Soldaten, der irgendwo in einem unbekannten Dorf der Côtes du Nord oder der Bretagne geboren wurde. Die Klage der Mutter und Brüder dringt nicht bis zu ihnen. Das ist gewöhnlich ein stilles, fatalistisches, nüchternes Leid, das niemanden stört und sich fürchtet, aufdringlich zu sein. Dieser namenlose Schmerz verhallt zumeist von allen unbeachtet, ausgenommen von einigen phantastischen Dichtern und verträumten Philosophen. Es ist eine quantité négligeable.

Beim Erscheinen der Siegesbulletins wird mit Genugtuung berichtet, dass es auf unserer Seite nur dreitausend Tote gibt, während der Feind siebentausend Mann verloren hat. Und man lächelt befriedigt. Dreitausend Mann, das ist nicht der Rede wert. Selbstverständlich haben die Gefallenen auf feindlicher Seite nicht viel zu bedeuten, und es mag Patrioten geben, die die Worte Bismarcks aussprechen, als man ihm den Tod eines französischen Soldaten meldete: „So ist wieder einer weniger.“ Es gibt nichts Erbaulicheres, als die vornehme Gleichgültigkeit, mit der die Geschichtsschreiber die Metzeleien und Hungersnöten des Krieges behandeln. Mit Bewunderung erzählen sie von den Taten Cäsars in Gallien: „Die Stadt wurde zerstört, und die Bewohner liess man über die Klinge springen. Das Land wurde vom Grund aus verwüstet!“ Und wenn der erobernde Historiker mit Stolz und Befriedigung berichtet, dass niemand von der Provinz entkommen ist, klatschen die philosophischen Historiker der Nachwelt Beifall.

Wenn man die grosse Armee abschätzt, die Napoleon zusammengebracht hat und mit der er den Niemen überschritt, so kommt man auf siebenhunderttausend Mann. Und darüber brechen alle Schriftsteller in Rufe der Bewunderung aus. Siebenhunderttausend Mann! Welch' ein Meisterstück! Welch herrlicher triumphierender Sieg über alle materiellen Schwierigkeiten! Ein Heer von siebenhunderttausend Mann zu ernähren, sich der Befehlshabe zu versichern, der Bedienung der Geschosse und der Intendanz! Welches Wunderwerk, diese Rekrutierung von Franzosen, Italienern, Bayern und Polen, Sachsen und Dänen, Spaniern und Flammländern!

Es gibt nicht genug begeisterte Dithyramben, um dieses Wunder zu verherrlichen. Und wie viele von diesen 700,000 waren nach sechs Monaten noch am Leben? 3000 Mann! Ja kaum 3000. Die übrigen waren gestorben, unter qualvollen Leiden, nach furchtbaren Entbehrungen, zerschmettert von den Geschossen, begraben im Schnee, von den Raben verzehrt oder aufgerieben vom Typhus. Das ist die höchste Erhabenheit des Krieges. Und wenn die Geschichtsschreiber sich einige Kritik erlauben, so geschieht es nicht, weil 100,000 Menschen umgekommen sind, sondern aus politischen und strategischen Gründen.

Angenommen, dass dieser unsinnige Feldzug von 1812 die Vernichtung der Macht Russlands herbeigeführt hätte, so fände die Geschichtsschreibung nur Beifallsäusserungen dafür, sogar um den Preis menschlicher Hekatomben, und es gäbe vielleicht in keinem

einzigen solchen Werke ein einziges Wort des Tadels und der Verdammung.

Sicherlich wird man all dieses Mitleid mit den Menschenopfern für krankhafte Gefühlsduselei nehmen können. Ein witziger und paradoxer Schriftsteller, G. Le Bon, machte mir anlässlich dessen den Vorwurf, ich fürchte mich vor der Charpie. Ich erröte nicht darüber, und dieser Vorwurf beleidigt mich keineswegs. Der Tod eines Menschen scheint mir eine böse Sache, und diejenigen, welche mir vorwerfen, ich sei zu empfindsam, würden, wenn sie einen zwanzigjährigen Sohn verlören, ja selbst ein kleines Kind, ihren persönlichen Trauerfall nicht mit solch erhabener Resignation hinnehmen.

Wenn es sich um den Schmerz anderer handelt, so ist der stoische Gleichmut nur die Umschreibung einer tiefen Wahrheit, nämlich, dass wir moralische Kraft genug besitzen, um das Unglück unseres Nächsten zu ertragen.

Einige meiner Freunde, die für Kenner der realen Dinge gehalten werden möchten und das Wohlgefallen der praktischen Leute anstreben, wollen von dem nicht sprechen, was sie gewissermassen spöttisch Philanthropie nennen.

Gerne würden sie beweisen, dass man vergebliche Arbeit tut, wenn man nach so vielen andern Schriftstellern auf die Sinnlosigkeit und Wildheit der Kriege hinweist. [1])

Ich bin nicht derselben Ansicht und meine, dass man es nicht genug wiederholen kann, dass der Krieg Verderben, Blutbad, Gewalt und Dummheit bedeutet. Sicherlich ist es gut, aufzubauen, aber es ist auch nützlich, niederzureissen, zumal, wenn das Gebäude, in dem wir leben sollen, verfault und übelduftend ist und in seinen infizierten Gemäuern sich ein schädlicher Schwarm von giftigem Ungeziefer verbirgt.

Man behauptet auch, dass die grossen ökonomischen Kämpfe ungezählte Opfer fordern, dass man, um unsere Maschinen mit Kohlen zu versehen, Millionen von Bergleuten einem elenden Dasein weihen muss; dass die gesundheitswidrigen Wohnräume in den grossen Städten Millionen von armen Arbeitern umbringen, dass unsere ganze Industrie, unser ganzer Luxus Menschenopfer fordern. Es heisst, dass in Indien durch die Hungersnot Millionen Unglücklicher zugrunde gehen. Man spricht von den schrecklichen Verheerungen der Tuberkulose und von der Sterblichkeit der Neugeborenen. Und man kommt zu dem Schluss, dass unsere militärischen Kriege nicht schrecklicher sind als unsere wirtschaftlichen und dass die Krankheiten weit mehr Opfer hinschlachten als unsere Geschütze.

Die, welche diese Einwände an mich richten, erwarten vielleicht nicht, dass ich sie ernstlich widerlege, denn ich werde mir nicht die Behauptung unterschieben lassen, dass die Abschaffung der Kriege die Aufhebung des Todes bedeute. Ich bin mir dessen wohl bewusst, dass die Menschen weiter sterben, weiter leiden werden, selbst wenn ein ungetrübter Friede auf Erden herrschen wird. Ich glaube an den Fortschritt. Aber, wenn man mich auch für optimistisch hält, so bilde ich mir doch nicht ein, dieser Fortschritt würde so weit gehen, dass Krankheit und Tod verschwinden. Aber wenigstens werden unsere Leiden nicht von unserer alleinigen Schuld abhängen, unsere Tränen werden nicht durch unsere Torheiten hervorgerufen. Wir werden alles versucht haben, um den Schmerz zu vermindern, anstatt alles zu tun, um ihn herbeizuführen.

[1]) Siehe das schöne Vorwort von d'Estournelle de Constant zu dem Buche J. Dumas: « Les sanctions de l'arbitrage. »

——o——

Friedrich Spielhagen,

der Altmeister des deutschen Romans, beging am 24. Februar d. J. in erfreulicher Frische seinen 80. Geburtstag. Bei diesem Anlass denken wir gerne daran, dass der greise Menschengestalter seit Jahrzehnten sich zum Pazifismus bekennt und ihn in seinen Romanen, sowie in Reden und Briefen oftmals ausdrücklich vertreten hat. Im Personenverzeichnis der Suttnerschen Memoiren finden wir bei seinem Namen mehrere Seitenzahlen vermerkt; als die Baronin zum Friedenskongress in Rom Zustimmungsschreiben führender Geister sammelte, schrieb er ihr Ende 1891:

„Ich glaube nicht, dass es einen denkenden und fühlenden Menschen geben kann, der innerlich nicht zur Friedensliga gehörte, und wenn unsere Staaten nicht bloss auf dem Papier, sondern in des Wortes tiefer Bedeutung „christliche" wären, so — bedürfte es keiner Friedensliga. Friedrich Spielhagen."

Als die Schriftstellerwelt Berlins im März 1892 der Baronin in Berlin ein glänzendes Bankett gab, führte Spielhagen den Vorsitz und hielt auch die Festrede, nachdem er vorher in seinem Hause einen Empfangsabend veranstaltet hatte. Beim 70. Geburtstage Karl Frenzels feierte er diesen in der Festrede als „homo liber im Sinne Spinozas, den frei gesinnten Bürger, der nie um die Gunst der Mächtigen buhlte, den Kosmopoliten, dem nichts Menschliches fremd ist, den Deutschen" usw., und bei seinem eigenen „Siebzigsten" schloss er die Dankrede an seine Freunde mit den schönen Worten:

„Heute abend wird ein Schauspiel von mir gegeben, „Liebe für Liebe" betitelt — das ist immer mein Wahlspruch gewesen und soll es bleiben in dem ferneren Sinne, wie Antigone sagt: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

Manches kluge briefliche Wort Spielhagens zur Friedensfrage liegt in den Schatzkammern unserer Fachzeitschriften aufgestapelt; vor allem aber kommt sein starker sittlicher Idealismus in seinen grossen Hauptwerken zum Ausdruck — „Problematische Naturen", „Hammer und Ambos", „Sturmflut" usw. — die sich fast durchwegs mit modernen Zeitproblemen beschäftigen. So wird uns durch Walters Mund die Tendenz des Romans „In Reih' und Glied" also verkündet:

„Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist die Zeit des Herrentums vorüber — vorüber die Zeit, wo die Helden auf ihren Streitwagen das Blachfeld durchdonnerten und die kopf- und herzlose Herde schreiend tatenlos hinterdrein zog. Das Feldgeschrei heisst jetzt nicht mehr: einer für alle, sondern: alle für alle. Das ist der grosse demokratische Gedanken, der freilich schon mit der Menschheit geboren wurde, aber doch erst mit dem Christentum die rechte Weihe empfing, der dann scheinbar wieder verloren ging, bis er in unseren Tagen aus der Asche des Mittelalters wie der Phönix verjüngt sich erhoben hat, um nun und nie wieder verloren zu gehen.... Wir wissen jetzt, dass alle Länder gute Menschen tragen, und die guten Menschen bilden eine einzige grosse Armee; der einzelne ist nichts weiter als ein Soldat in Reih' und Glied."